

Leseprobe aus:
Miika Nousiainen
Die Wurzel alles Guten



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Nagel & Kimche im Carl Hanser Verlag München 2017

NAGEL & KIMCHE

N&K

Miika Nousiainen

DIE
WURZEL
ALLES
GUTEN

Roman

Aus dem Finnischen von
Elina Kritzokat

Nagel & Kimche

Verlag und Übersetzerin danken dem
Baltic Centre for Writers and Translators, Gotland,
und *FILLI*, Finnish Literature Exchange, Helsinki,
für die freundliche Unterstützung.

Titel der Originalausgabe: *Juurihoito*
© 2016 Miika Nousiainen, Otava Verlag, Helsinki

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

© 2017 Nagel & Kimche
im Carl Hanser Verlag München
Kürzungen und weitere Änderungen mit
dem Einverständnis des Autors
Satz im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck
ISBN 978-3-312-01038-7
Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwor-
tungsvollen Quellen
FSC® C014496

«What is love?»

Haddaway

«Der Mensch kann seine Gefühle nun
mal nicht kontrollieren.»

Hannu Jortikka, finnischer Eishockeytrainer

UNTERSUCHUNG

Kontrolle der Zähne, des Zahnfleischs und des Mund- und Rachenraums. Im Bedarfsfall Analyse der Ausgangssituation durch Röntgen. Aufstellung des Behandlungsplans.

PEKKA

Eine Axt haben und schneller sein, das ist bei einer Schlägerei die halbe Miete. Das ist, soweit ich mich erinnere, das Einzige, was mein Vater mir mit auf den Lebensweg gegeben hat. Und vermutlich hat er recht: Mit einer solchen Ausgangslage dürfte man jeden noch so harten Kampf für sich entscheiden.

Mein Vater war sicherlich nicht dumm. Aber als ich meine Mutter nach ihm gefragt habe, hieß es: Dein Vater war ein elender Feigling, über den es nichts weiter zu sagen gibt.

Natürlich ist das *ihre* Sicht der Dinge, und Frauen, die sich ohne Geld, dafür mit einem kleinen Kind allein durchschlagen müssen, haben meistens eine ziemlich düstere Sicht.

Ich weiß noch, wie mein Vater einmal überraschend zu Weihnachten anrief. Auch wenn ich erst sieben war, wusste ich sofort, dass es sich nur um ihn handeln konnte. Meine Mutter stieß einen Schwall von Flüchen aus und knallte den Hörer auf die Gabel. Aber er rief noch mal an und schaffte es, meine Mutter dazu zu bewegen, mich ans Telefon zu holen. Aus dem Rauschen und Knistern schloss ich, dass es sich um ein Ferngespräch handelte, was damals teuer war. Mein Vater investierte also in mich. Vielleicht rief er sogar aus dem Ausland an! Möglich war's, wir hatten keine Ahnung, wo er sich befand.

Und er gab nicht nur Geld für mich aus, er gab mir auch eine Botschaft mit: «Pekka, du bist ein guter Junge.» Dann

kam das mit der Axt und dem Schnellersein. «Wenn du das beherzigst, wirst du es weit bringen», prophezeite mein Vater. Vergessen habe ich seinen Spruch nicht, allerdings bin ich nie in eine Situation geraten, die sich nur noch per Axthieb hätte klären lassen. Ich arbeite zwar in der Werbung, und der allgemeine Druck hat auch vor dieser Branche nicht haltgemacht, aber selbst dort ist es nicht so schrecklich, dass man rohe Kräfte walten lassen müsste. Ob ich es dennoch weit gebracht habe? Schwer zu sagen. Ich denke, im Job bin ich Durchschnitt, und als Mensch insgesamt liege ich wohl eher etwas darunter, im Moment zumindest.

Dass über meinen Vater nicht gesprochen wird, hat meine Mutter knallhart durchgesetzt. Und so habe ich viele Jahre kaum an ihn gedacht. Kein Wunder, ich war schließlich gerade mal drei, als er uns verlassen hat. Angeblich wollte er nur kurz Milch, Brot und Limonade kaufen, Letztere für nach der Sauna. Die Sauna fiel an jenem Abend aus, und am nächsten Morgen gab es mit Wasser gekochten Haferbrei. Meine Mutter und ich fielen in ein tiefes Loch. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass Väter früher häufiger nicht mit Anwesenheit glänzten und meine Vaterbindung vermutlich von Anfang an eher instabil war.

Ich sitze im Wartezimmer einer Zahnarztpraxis, die nur Privatpatienten nimmt. Draußen auf den Straßen, in meinem Heimatstadtteil Helsinki-Kallio, laufen die Leute mit hochgezogenen Schultern durch die Häuserschluchten, es nieselt, der Sommer ist Schnee von gestern. Das Quietschen der Straßenbahnen hört man bis hierher.

Der Zahnarzt trägt denselben Nachnamen wie ich, er heißt Esko Kirnuvaara. Auch wenn es in meiner Verwandtschaft kaum Ärzte gibt – wer Kirnuvaara heißt, gehört meis-

tens zur Familie. Der Name ist die finnische Version des russischen Kirilov; meine Vorfahren stammen aus Russland und haben sich nach dem Krieg bei Lieksa in Nordkarelien niedergelassen. Vielleicht ist der Zahnarzt ein Schwippcousin? Oder sogar ein Cousin? Selbst den Grad eines Halbbruders kann ich nicht ausschließen – wer weiß, wie oft mein Vater die Nummer mit der Saunalimonade noch gebracht hat? Sauna ist in Finnland jeden Samstag! Und ernsthaft: Wieso sollte ich der Einzige sein, den Onni Kirnuvaara verlässt?

Jetzt kommt der Patient, der vor mir dran war, aus dem Behandlungszimmer und drückt einen Eisbeutel an seine Wange. Das lindert meine Angst nicht gerade. Ich hasse es, passiv auf dem Behandlungsstuhl zu liegen. Leider muss ich jährlich mehrere Stunden dort zubringen, denn meine Zähne haben ein mieses Karma. Seit einem frühen Fahrradsturz besitze ich künstliche Schneidezähne, und meine Weisheitszähne verursachen dafür, dass sie ein entbehrliches Körperteil sind, irritierend oft Probleme. Meine Mutter hat mich leider nie zum Zähneputzen angehalten, und bei meinem Zuckerkonsum war die Katastrophe vorprogrammiert. Dieses Mal ist es ein Backenzahn. Der pochende Schmerz lässt keine Zweifel zu: Es muss sich um eine eitrige Wurzel handeln.

Die Arzthelferin winkt mich ins Behandlungszimmer. Der Zahnarzt quittiert meine ausgestreckte Hand mit den Worten: «Die Erkältungszeit beginnt, aufs Händeschütteln verzichten wir lieber. Esko Kirnuvaara, guten Tag.»

«Pekka Kirnuvaara. Sagen Sie, könnte es vielleicht sein, dass wir miteinander verwandt sind?»

«Möglich ist alles, die Welt ist klein, aber jetzt schaue ich mir mal Ihre Zähne an.»

Die Helferin clipst mir das Lätzchen um, schon liege ich

im verhassten Stuhl. Eine grelle Lampe leuchtet mir in den Mund, der Arzt klopft mit einem Metallding gegen meine Zähne.

«Tut das weh?»

«Nein.»

«Und das?»

«Nein.»

Beim nächsten Klopfen falle ich fast aus dem Stuhl.

«Aha, klarer Fall. Wir machen ein Röntgenbild.»

Die Helferin drückt mir ein kleines Gerät an den Kiefer, dann verlassen beide den Raum. Was sie wohl hinter der Tür machen? Sonderlich nett sind sie nicht miteinander, vermutlich wollen sie sich lediglich vor Strahlung schützen. Vor allem der Arzt wirkt ziemlich distanziert.

Eine halbe Minute später erscheint die Röntgenaufnahme auf dem Computerbildschirm an der Wand. «Jawohl. Wurzelbehandlung», kommentiert der Arzt. «Dann lassen Sie uns mal schauen, was noch zu retten ist. Mit oder ohne Betäubung?»

«Mit.»

Die Helferin reicht dem Zahnarzt eine Spritze, die er mir ohne Vorankündigung ins Zahnfleisch jagt. Es tut einigermaßen weh.

Der Zahnarzt zupft an seinem Mundschutz und betrachtet noch einmal die Röntgenaufnahme. Täusche ich mich, oder hat er tatsächlich Ähnlichkeit mit meinem Erzeuger? Zwei Fotos mit meinem Vater drauf sind dem Vernichtungswahn meiner Mutter entgangen, und vor allem in der Form der Nase entdeckte ich Parallelen.

«Wir müssen einen Moment warten, bis das Mittel wirkt. Sagen Sie, wieso haben Sie bloß Ihre Zähne so schlecht gepflegt?»

Ich kontere mit einem Themenwechsel. «Ist Onni Kirnuvaara zufällig Ihr Vater?»

«Wie lange haben Sie schon Schmerzen?»

Ich gebe nach. «Ungefähr zwei Monate.»

«Und wieso kommen Sie erst jetzt?»

«Bei den kommunalen Zahnärzten waren die Warteschlangen zu lang, da hätte ich erst nächstes Jahr einen Termin gekriegt. Anscheinend ist man da auch mit Schmerzen kein Notfall. Irgendwann hab ich's nicht mehr ausgehalten, und jetzt sitze ich zum ersten Mal bei einem Privatarzt.»

«Wie auch immer. Und nicht nur Ihre Zähne, auch Ihr Zahnfleisch ist in keinem guten Zustand. Putzen Sie tatsächlich regelmäßig morgens und abends?»

Ich nicke, obwohl das nicht stimmt. Regelmäßig abends und morgens habe ich noch nie hingekriegt.

«Sie müssen gründlicher putzen. Zahnseide benutzen Sie vermutlich nur selten?»

«Richtig.» Zahnseide benutze ich *nie*.

«Sie sollten sie öfter benutzen.»

Ich versuche es ein weiteres Mal. «Ähm, noch mal zu Ihrem Namen. Ihr Vater, ist der –»

«Merken Sie das noch?» Er bringt mich mit einem metallischen Klopfen gegen den Backenzahn zum Schweigen.

«Nein.»

«Gut, dann fangen wir an.»

Weitere Gesprächsanläufe erstickt die Helferin, die mir den Absaugschlauch in die Wangentasche steckt.

«Den Diamantschleifer, bitte.»

Sie reicht dem Zahnarzt den gewünschten Bohrer. Das fiese Geräusch ertönt.

«Den mittleren Rosenbohrer.»

Ein weiteres entsetzliches Teil kommt zum Einsatz.

Ich spüre rein gar nichts, trotzdem leide ich Höllenqualen. Irgendwann hört das Brummen auf, und der Zahnarzt begutachtet die Problemstelle mit dem Mundspiegel.

«Die Extirpationsnadel Nummer fünfundzwanzig, bitte.»

Das Ding mit dem seltsamen Namen fräst sich in mein Zahnfleisch. Der Schmerz muss eingebildet sein, schließlich wurde ich betäubt, doch allein beim Gedanken an diese Nadel wird mir flau. Ich umklammere die Lehnen, meine Fingerknöchel leuchten weiß. Die Arzthelferin bemerkt meine Panik. Anscheinend hat Esko Kirnuvaara das Mitgefühl für seine Patienten an die Assistentin delegiert.

«Versuchen Sie, Ihre Muskeln zu entspannen», sagt sie sanft.

Ich blinzele zweimal für ein «Ja» und gebe mir Mühe, ihren Rat zu befolgen.

«Die vierziger Hedströmfeile für den Distalkanal.»

Aha! In diesem Kanal liegt anscheinend das Problem. Jedenfalls schmecke ich eine herb-süßliche Flüssigkeit; die Wurzel muss völlig vereitert sein.

«Wir lassen das jetzt einen Moment offen, dann kann alles abfließen. Danach das dreiprozentige Wasserstoffperoxid, bitte.»

Der Zahnarzt flieht vor weiteren Verwandtschaftsfragen auf den Flur. Die Assistentin versucht mit einem Kommentar über den Song im Radio die Stimmung aufzulockern. Als ich schweige, probiert sie es mit dem Wetter. Als auch das nicht verfährt, wagt sie einen echten Vorstoß: «Sie sehen sich wirklich verblüffend ähnlich. Vielleicht ist es nicht nur das Gesicht, sondern sogar irgendwas in Ihrem Wesen.»

«Wenn sogar Sie das sagen! Wissen Sie irgendetwas über seine Familie?»

«Nein. Unser Kontakt beschränkt sich einzig und allein auf die Zähne unserer Patienten.»

Als Esko Kirnuvaara zurück ins Zimmer kommt, schlüpft sie blitzschnell zurück in ihre Rolle. «Das Hypochlorid steht bereit.»

«Dann kann es ja weitergehen.»

Das Zeug schmeckt noch schlimmer als der Eiter. Als Nächstes wird das Loch mit irgendeinem Material gefüllt.

«Fühlt es sich zu hoch an?»

Ich befühle den Zahn mit der Zunge. Kein Huckel. «Nee, passt.»

«Prima. Darunter ist jetzt eine medizinische Einlage. Die provisorische Füllung selbst besteht aus zwei Komponenten. Die wird gut halten, keine Sorge. In vier Wochen müssen Sie wiederkommen, dann geht es weiter. Hier, die Rechnung für heute.»

Benommen stemme ich mich aus dem Behandlungsstuhl und bleibe vor dem Zahnarzt stehen. Was wollen Sie noch?, scheint sein kühler Blick zu fragen.

Das gibt's doch nicht. «Hallo?! Wir könnten Brüder sein, und Sie klatschen mir nur die Rechnung in die Hand!»

«Ich kümmere mich um Ihre Zähne, sonst nichts.»

Die Helferin murmelt was von Auf-Toilette-Gehen und verschwindet.

«Was wissen Sie über Ihren Vater?» Meine Stimme klingt rauh.

«Hören Sie. Ich gehe stramm auf die sechzig zu und brauche in meinem Leben keine künstliche Aufregung. Von Ihrer dubiosen Verwandtschaftskonstruktion halte ich überhaupt nichts. Ach so, und bitte vereinbaren Sie bei meiner Sprechstundenhilfe gleich einen zweiten Termin. Der Zahnstein muss dringend runter. Und benutzen Sie die hier!»

Er drückt mir eine Packung Zahnseide in die Hand und ruft den nächsten Patienten rein.

Ich stopfe die Zahnseide und die Rechnung in die Hosentasche und verlasse wutschnaubend die Praxis.

ESKO

Was für ein Mist! –

«Entschuldigung, ich bin minimal abgerutscht. Hat es irgendwo weh getan?»

«Nein, kein bisschen», antwortet die Patientin.

Ein Glück. Verdammt, dieser dumme Pekka Kirnuvaara macht mich doch tatsächlich fahrig. Was muss der auch mitten in der schönsten Routine hier aufkreuzen und mich durcheinanderbringen! Es war doch alles bestens. Na ja, *bestens* vielleicht nicht – für die Außenwelt bin ich vermutlich ein humorloser Einzelgänger –, aber ich selbst finde mein Leben unterm Strich ganz passabel. Außerdem bin ich der festen Überzeugung, dass das Glück sich genau dann einstellt, wenn man sich von seinen Hoffnungen und Erwartungen verabschiedet. Selbstverständlich habe auch ich mir lange Zeit eine heile Familie gewünscht und mich gefragt, wo mein Vater wohl geblieben ist. Aber vom Grübeln kommt er auch nicht wieder, und ob er eine vernünftige Erklärung dafür hätte, wieso er damals verschwunden ist, steht noch mal auf einem anderen Blatt. Und wenn er doch eine hat, ist sie vielleicht so plausibel, dass sie mich auch nicht froh macht. Kurz: Ich bin mit meinem Leben einverstanden.

Natürlich hatte ich Träume – als Student habe ich mir vorgestellt, in den USA die Zähne von Filmschauspielern zu behandeln. Aber Träume platzen, und mein Alltag ist garantiert nicht schlechter als der eines Kollegen mit Frau und Kindern (die sicher immer wieder für Stress sorgen), selbst wenn der Kollege in den USA arbeitet. Und der finnische Normalverdiener ist kein schlechterer Patient als ein Schauspieler mit Oscarnominierung. Sobald der Bohrer brummt, parieren sie alle. Und egal, wer unter mir liegt: Ich muss retten, was zu retten ist. Wer aus meiner Praxis rausgeht, soll gesündere Zähne haben als beim Reinkommen. Das ist das Allerwichtigste. Denn mehr noch als die Haut sind die *Zähne* der Spiegel unserer Seele. Was den armen Pekka Kirnuvaara angeht: Dessen Seele ist ziemlich zerrüttet.

So, der letzte Patient wäre geschafft. Meine Assistentin wird jeden Moment gehen, ich kann mich also in Ruhe dem Papierkram widmen. Ich betrachte noch einmal das Röntgenbild von Pekka Kirnuvaara.

Eigentlich ist die Frage nach meinen familiären Wurzeln längst verstummt. Doch als ich im Kalender den Namen Pekka Kirnuvaara gelesen habe, ist sie erneut hochgekommen. Und beim Anblick seiner Zähne brauchte ich keine weiteren Informationen mehr – ihm fehlen die Fünfer. Genau wie mir. Das ist selten. Und es wird vererbt.

Ansonsten sieht es in seinem Mund ganz anders aus als in meinem. Der Idiot, was hat er sich nur angetan? Wieder einer von denen, die behaupten, sie würden regelmäßig putzen. Dabei erkenne ich sofort, wenn jemand jahrelang faul ist und vor dem Praxisbesuch zehn Minuten lang hektisch mit der alten Zahnbürste herumschrubbt.

Aber mehr noch als seine Zähne irritiert mich meine Reaktion: Als Pekka ins Behandlungszimmer kam, musste ich

gegen Tränen ankämpfen. Ich hätte ihn sogar am liebsten umarmt! So wie die jungen Leute das immer machen. Ja, es ist wirklich wahr. Am liebsten hätte ich meinen Bruder umarmt.

Nur: Wohin würde das führen? Zu tausend neuen Fragen. Also habe ich die Tränen und den Drang, ihn zu umarmen, unterdrückt und mich auf seine Zähne konzentriert. Als das nicht half, habe ich mir gestattet, zur Ablenkung an etwas Erotisches zu denken. Ja, das mache ich manchmal. Selten, aber es kommt vor. (Im echten Leben hatte ich leider nie die Gelegenheit, mit einer hübschen Frau intim beisammen zu sein.) Aber auch das hat nicht geholfen. Schließlich habe ich mir vorgestellt, dass die hübsche Frau bei mir im Behandlungszimmer sitzt und Pekkas Zähne *ihre* Zähne sind. Das hat funktioniert. Auch in der Phantasie sollte man einen Rest von Realitätssinn walten lassen.

Ich werde mein Leben nicht über den Haufen werfen. Ich werde weiterhin genau das tun, was ich am besten kann: mich für die Zahngesundheit einsetzen, mich gesund ernähren und regelmäßig Sport treiben. Dann kann ich arbeiten, bis ich fünfundsiebzig bin. Die letzten zehn Jahre muss ich es dann ohne Arbeit aushalten. Aber das werde ich schon schaffen. Auch ohne Bruder. Und ohne Vater.

Meiner Ansicht nach stellt das Leben uns vor drei große Fragen: Wer bin ich? Wohin gehe ich? Brauche ich eine Betäubung? Bisher habe ich erst auf die dritte Frage eine Antwort – ja, bitte betäuben. Das gilt nicht zuletzt für verworrene Gefühle.

PEKKA

Zu gern hätte ich meinen bekloppten Bruder angerufen. Ich glaube ja schon, dass dieser introvertierte Spinner mein Bruder ist. Aber wer sich so abweisend verhält, den lässt man besser in Ruhe. Der nächste Behandlungstermin kommt ja sowieso.

Dieses Wochenende habe ich meine Kinder zu Besuch. Sie dürfen jedes zweite Wochenende kommen, so lautet der Gerichtsbeschluss vom Ende unserer Trennung. Meine Exfrau will, dass die Kinder *ein* Zuhause haben, in dem sie den Großteil ihrer Zeit verbringen, und dieses Zuhause könne nur sie als Mutter bieten. Bescheuert – während der Ehe haben wir die Verantwortung für unsere Kinder genau fifty-fifty geteilt.

Ich hole meine Tochter und meinen Sohn Freitag um halb sechs vor dem Haus meiner Ex ab. Zwei Wochen sind eine lange Zeit, und obwohl die Kinder mich sofort umarmen, spüre ich eine kleine Distanz. Als müssten sie sich erst wieder daran erinnern, wer ich bin und wie unser Miteinander funktioniert. Sie haben einen Zettel von meiner Ex dabei: welche Klamotten sie eingepackt hat, welche Krankheiten im Anmarsch sein könnten und zu welcher Zeit der Kleine momentan seinen Mittagsschlaf hält. Wir kommunizieren vorwiegend schriftlich. Auch das ist auf ihrem Mist gewachsen.

Wir gehen zur Straßenbahnhaltestelle am Rand des Bärenparks, der so gut wie leer ist. Ein paar eingemummelte Kaffeetrinker halten den Kioskbetrieb gerade noch am Leben. Auf meine Fragen antworten die Kinder immer mit «Guuuut», ohne jedoch sonderlich fröhlich zu klingen.

Meistens sind sie nach ein, zwei Stunden lockerer; spätestens, wenn ich sie mit Keksen oder Eis bewirte. Es geht immer irgendwann vorbei – und trotzdem tut das Fremdeln jedes Mal weh. Kinder, die mit ihrem Vater alle zwei Wochen wieder warm werden müssen ...! Dabei kann ich die Tage mit ihnen kaum erwarten. Dass sie mir früher regelmäßig auf die Nerven gingen, ist mir heute nahezu unbegreiflich. Aber so *war* es; sie gingen mir dermaßen auf die Nerven, dass ich manchmal fast so was wie Hass entwickelte. Wofür meine Kinder natürlich absolut nichts konnten.

Meine Exfrau, sie heißt übrigens Tiina, habe ich während des Studiums kennengelernt. Alle hielten uns für *das* Traumpaar. Vielleicht waren wir es auch, für eine gewisse Zeit jedenfalls. Wirken nicht alle Paare nach außen so, während der ersten Jahre? Und die Trennung kommt dann total überraschend?

Klar, Tiina und ich hatten starke Phasen. Und wir hielten uns an den klassischen Ablauf: kennenlernen, zusammenziehen, Eigenheim kaufen, Kinder kriegen. Unsere Reihenhauswohnung mit Garten lag in einer phantastischen Umgebung mit supernetter Nachbarschaft. Frischer Blechkuchen und Werkzeug kursierten entspannt von Haus zu Haus. Die reinste Idylle. Schon bei der Wohnungsbesichtigung schoss es mir durch den Kopf: Was, wenn die Menschen, die hier leben, dieser perfekten Umgebung gar nicht standhalten können? Haben die Architekten und Landschaftsgärtner die Messlatte möglicherweise zu hoch gelegt?

Als unsere Kinder eins und drei waren, blieb ich ein Jahr zu Hause. Die Männer meiner Generation haben das Wort Gleichberechtigung so oft gehört, dass sie gar nicht anders

können, als ein gutes Beispiel abzugeben. Ich wollte alles richtig machen und Verantwortung übernehmen. Ich wollte meiner Frau zeigen, dass sie auf mich bauen kann. Gläschenmahlzeiten kamen da natürlich nicht in Frage; Bio und frisch gekocht, das musste schon sein. Aus dem zweimal wöchentlich gelieferten Gemüsekorb, der direkt von den Feldern neben unserer Siedlung stammte. Und morgens gab es Brei, natürlich in Hafermilch gekocht. Und danach ab in den Park oder auf den Spielplatz, bei Wind und Wetter, ohne frische Luft gibt es schließlich keine gute Kindheit. Dort stand ich dann blöd herum, zusammen mit anderen gleichgesinnten Erwachsenen. Ja doch, Kinder größer werden zu sehen ist wunderbar! Nur werden sie eben nicht *jeden Tag* größer. Und dass es mit Kindern nie langweilig wird, wie es überall heißt, ist Unsinn. Nichts ist so langweilig wie auf Spielplätzen herumzustehen. Das Schlimmste daran: Man muss so tun, als wäre es total spannend! Denn die Kinder früh in fremde Hände zu geben ziemt sich natürlich nicht. Dabei hätte unsere Große gern mehr mit anderen Kindern zu tun gehabt. Im Nachhinein betrachtet, haben wir den falschen Weg eingeschlagen.

Natürlich gab es in der Nachbarschaft unter den jungen Eltern große Solidarität. Alle waren müde, und alle halfen einander. Man hörte sich gegenseitig zu, packte mit an. Aber unterschwellig befanden wir uns in einem pädagogischen Konkurrenzkampf. Paradoxerweise um einander nahezu ausschließende Dinge: maximal geerdet und maximal kreativ zu sein. Maximal gelassen und maximal sensibel. Also möglichst perfekt und möglichst menschlich zugleich. Das konnte nur schiefgehen. Ich jedenfalls zerbrach daran. An manchen Tagen sah ich in den Kindern meine übelsten Feinde. Besonders anstrengend war für mich die Tatsache,

dass Kinder absolut unlogisch sind: Wenn es morgens nach draußen geht, heulen sie und wollen drin bleiben. Wenn es nach mehreren Stunden wieder reingehen soll, heulen sie und wollen draußen bleiben. Und wenn man ein Extra organisiert, etwa einen Besuch im Vergnügungspark, wird gebrüllt wie am Spieß, wenn der Spaß zu Ende geht. Ist das nicht ein Beweis dafür, dass Spaß überbewertet wird?

Wenn ich ehrlich bin, war auch mein Leben ohne Kinder nicht besonders glücklich. Als Vater haben mich dann eben andere Dinge gestört als vorher. Und irgendwann konnte ich einfach nicht mehr. Leider.

Wenn ich meinen Kindern heute beim Spielen zusehe – jetzt etwa lümmeln sie einträchtig mit ihren Kuscheltieren auf dem Wohnzimmerteppich –, dann weiß ich: Ich liebe nichts so sehr wie diese beiden Menschen. Und ich lache über die Zeit, in der ich dieses Gefühl der Liebe nicht in mir auffinden konnte. Wäre ich entspannter gewesen, ich hätte schon früher eine großartige Zeit mit ihnen verbracht. Aber dazu war ich nicht in der Lage. Ich machte mir einen solchen Druck, ihnen nah sein zu müssen, dass ich mich immer mehr von ihnen entfernte. Inzwischen verstehe ich, woher das kam: Ich wollte den Fehler wiedergutmachen, den mein Vater begangen hatte. Leider sagte mir niemand, dass es zwischen dem Modell der Flucht und dem der totalen Aufopferung noch Zwischenstufen gibt.

Anscheinend bin ich nicht der Einzige, der keine gesunde Rolle für sich finden konnte. Der unterschwellige Konkurrenzkampf machte es nicht besser. Irgendwann ging es mit den Trennungen los, wie ein Virus zog das durch die ganze Nachbarschaft. Wer einen anspruchsvollen Job, eine schöne Wohnung mit achtsam renovierten alten Möbeln haben will und jeden Tag gesundes Bioessen auf dem Tisch, der ist ir-

gendwann mürbe. Der bringt seine Kinder eines schwarzen Tages zu McDonald's und implodiert.

Unsere Wohnung verkauften wir an die nächste junge Familie in der Warteschlange. Die Eltern klebten neue Tapeten über die alten und hofften das Beste. Was soll ich dazu sagen? Tapetentrends ändern sich, Menschen nicht. Na ja, wer weiß – vielleicht gibt es ja doch irgendwo eine Familie, der gelingt, was uns misslang.

Ein Großteil der Eltern startete nach der Trennung das Perfektsein 2.0: «Für unsere Kinder nur das Beste. Keine negativen Kommentare über den Expartner in ihrer Anwesenheit. Wir garantieren unseren Kinder weiterhin eine sichere Zukunft.»

Uns gelang das nicht. Meine Frau fand schon länger den Nachbarn spannender und machte sich mit ihm aus dem Staub, gab aber mir die Schuld an der Misere: Ich ließe ihr zu wenig Raum. Ich sei mit mir nicht im Reinen. Ich sei kein guter Vater und sowieso instabil. Dabei habe ich ein ganzes Jahr lang die Kinder geschaukelt und den Laden geschmissen, während sie an ihrer Karriere weitergebastelt hat. Und jetzt heißt es, ich müsse eine Therapie machen und mich meinem Trauma stellen. Das Fieseste war der Satz: «Du bist immer noch nicht drüber weg, dass dein Vater abgehauen ist.»

Aus meiner Sicht sind ihre Anschuldigungen vorgeschoben. Der wahre Grund für das Scheitern unserer Ehe waren Tiinas verquere Erwartungen. Das wurde mir schlagartig klar, als ich im Supermarkt zufällig einen rosafarbenen Werkzeugkasten entdeckte. Die Farbe sollte wahrscheinlich alleinstehende Frauen zum Kauf eigener Werkzeuge animieren. Mir machte die Farbe deutlich, was meine Frau von mir verlangt hatte: praktisch veranlagt und hart im Nehmen

zu sein, aber dennoch Tag für Tag sensibel und einfühlsam aufzutreten. Daran konnte ich nur scheitern. Ich bin einfach kein rosa Hammer.

Wenn der Stresspegel in unserer Familie besonders hoch stieg, verstand ich meinen Vater sogar. Die Geburt eines Kindes ist ein zweischneidiges Schwert. Größte Liebe stößt auf größte Verantwortung, und nichts ist mehr, wie es war. Das kann durchaus einen Fluchtreflex auslösen. Ich meine, es ist doch nur eine Frage der Zeit, dass dem Kind irgendwann etwas zustößt, Gefahren lauern überall: im Straßenverkehr, in dunklen Gassen, sogar im Klassenzimmer. Dann kommen noch die Drogendealer dazu. Und überhaupt das ganze Leben. Je schöner es mit dem eigenen Kind ist, umso schlimmer wird die Angst. Ein kleiner blonder Wuschelkopf, der nach dem Vorlesen traut in seinem Bettchen liegt und noch von dem langen Zug oder dem lieben Hund erzählt, den es heute gesehen hat, ist das Süßeste überhaupt. Aus den Kinderaugen leuchtet pures Vertrauen in die Eltern und in die ganze Welt. Erst macht dich das glücklich, doch dann kommt die Trauer: Wann und wodurch wird dieses reine Wesen lernen müssen, dass die Welt ein höchst unsicherer Ort ist? Wird dein Kind sich später genauso durchs Leben schleppen wie du selbst?

Die Rolle als Vater kannst du gut, weniger gut oder schlecht ausfüllen. Und wie überall sonst, gibt es auch hier für das Schlechtsein die unterschiedlichsten Varianten. Mein eigener Vater glänzte durch Abwesenheit, ich selbst übertrieb es mit der Anwesenheit. Inzwischen bin auch ich leider viel zu oft abwesend.

Der Freitagabend verläuft entspannt: Ich mache einen Auflauf aus Vollkorn-Fusilli und Sojabolognese, der bei den Kindern gut ankommt. Der Eis-Nachtisch ist natürlich der

Höhepunkt. Meine Große darf noch einen Film anschauen, den Junior bringe ich nach dem Zähneputzen ins Bett und lese aus dem *Kleinen Maulwurf* vor. Der Maulwurf möchte unbedingt ein Auto haben, weil der Hund eins hat. Da haben wir's mal wieder: Sich zu vergleichen macht unglücklich. Irgendwer hat immer mehr als du selbst.

Als mein Sohn immer länger blinzelt, knipse ich die Nachttischlampe aus. Durch die Vorhänge dringt das Licht der Straßenlaterne. Der Kleine sieht mich vertrauensvoll an. Vielleicht bilde ich mir das nur ein, aber in seinem Blick liegt Liebe. Ich schlucke. In Anbetracht der Tatsache, dass ich lange kein besonders guter Vater war und Tiinas neuer Mann viel mehr Zeit mit ihm verbringt, scheine ich dieses tiefe Vertrauen nicht zu verdienen.

Sein Blick ist fest. Er gähnt zweimal, lässt mich dabei nicht aus den Augen. Nach dem dritten Gähnen schläft er meistens ein, so auch heute.

«Mein wundervoller Junge. Ich liebe dich», flüstere ich.

Ob er mich versteht? Ich verstehe es ja selber kaum. Für dieses Gefühl reicht Sprache nicht aus. Egal, in welchem Land der Erde. Meine Vaterliebe quillt fast über. Die Atemzüge meines Sohnes klingen ein bisschen verschnupft. Habe ich meinem Vater auch mal so vertraut?

Ich bin froh, dass meine Exfrau und ich diese zwei Kinder bekommen haben, ehe es mit uns den Bach runterging. Ich selbst bin nicht nur ohne Vater, sondern auch ohne Geschwister aufgewachsen, und manchmal habe ich mich sehr nach einem Bruder oder einer Schwester gesehnt. Ich stopfe die Bettdecke etwas fester um den Kleinen, der sich immer rasch freistrampelt.